

Mischwesen

Jürgen Wertheimer

Mischwesen

Tiere, Menschen, Emotionen



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Prolog	7
1. Die Sache mit Gott	21
2. Die Rückkehr der Toten	32
3. Unterwasserwelten	41
4. Aus dem Staats- und Familienleben der Tiere	53
5. Das Jekyll-und-Hyde-Syndrom	64
6. Der kleine Prinz und sein Fuchs: Zähmungsversuche und Verwandlungen	79
7. Menschen, Affen, Menschenaffen: allerbeste Freunde oder trügerische Ähnlichkeit?	89
8. Nashörner als Staatsbürger. Der Weg ins Posthumane oder »Das Humane ist überholt« (Ionesco)	100

9. Glasmenagerien und Präparate.	
Tiere als Materie	108
Epilog	126
Bildnachweise	136
Anmerkungen	138
Danksagung	143

Prolog

Er hatte mich förmlich angesprungen. Vom ersten Moment an. Ein Wesen, halb Mensch, halb Löwe oder Bär, mittelgroß, etwas verblichen in einer Vitrine. Ganz offenbar ein Zwischenwesen, eine undefinierbare Mixtur. Allmählich und auf vielen Umwegen sollte ich immer stärker in den Bann dieses merkwürdigen Mischwesens gelangen. Ein von vielen als sensationell eingeschätzter Fund von Tübinger Archäologen aus dem Jahr 2008 brachte den Stein ins Rollen. Man fand ein kleines, kugeliges Figürchen, keine sechs Zentimeter hoch, bis dato die früheste Darstellung eines menschlichen Wesens, einer Frau. Mit einem Mal geriet ein abgelegenes Tal der Schwäbischen Alb ins Zentrum des Interesses der Weltöffentlichkeit. Man entdeckte in ihm einen Ursprungsort kultureller Entwicklung, mittlerweile durch den Titel »Weltkulturerbe« sogar von der UNESCO gewürdigt.

Und man fragte sich dennoch gleichzeitig, warum hier, ausgerechnet hier, Hinterlassenschaften früher Menschen in so großer Zahl gefunden wurden: Figurale Darstellungen von

Menschen und Tieren, Musikinstrumenten und eben auch der sogenannte »Löwenmensch«, gerade mal vierzig Kilometer von der »Venus vom Hohle Fels« entfernt. Die Höhlen entlang zweier kleinräumiger Nebenflusstäler der Donau als Ursprungsort der Entwicklung des Menschen zum Kulturwesen? Schwer vorstellbar.

Von da an wollte ich mehr über diese merkwürdigen Wesen wissen. Wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen. Das Vorliegende ist kein Kompendium, sondern nur das Protokoll eines höchst persönlichen Suchlaufs. Auf außer-europäische Perspektiven wurde aus zwei Gründen weitgehend verzichtet. Zum einen wegen des schmalen Formats. Zum andern, weil ich mich auf den europäischen Weg konzentrieren möchte, der mir ein Sonderweg zu sein scheint. Wir haben die emotionale und gedankliche Verbindung zum »anderen Lungenflügel« unserer Existenz, ja unserer Herkunft mit einer Radikalität ohnegleichen gekappt.

Die Geburt der Kultur aus dem Geist der Vermischung? Für die einen sind Tiere »Sachen«, die man benutzt. Erst 1990 wurde der Paragraf 90 des Bürgerlichen Gesetzbuchs so verändert, dass Tiere »mit besonderen Gesetzen ausgestattet« wurden. Für die anderen sind Tiere eine verwandtschaftliche Abart des Menschen, intime Freunde.

Auf seiner gedanklichen Odyssee durch das Labyrinth der Religionen in *Jenseits von Gut und Böse* bringt Friedrich Nietzsche – nahezu bei-läufig – eine dritte Lesart ins Spiel, indem er den Menschen als eine Tierart unter anderen, und zwar als eine weitgehend unvollkommene definiert. Ein Agglomerat von »Missrathenen, Kranken, Entartenden, Gebrechlichen, nothwendig Leidenden«, kurzum ein »noch nicht festgestellte[s] Thier«¹ – will sagen, ein unfertiges Wesen, nicht mehr ganz Tier, und bei Weitem noch nicht wirklicher, höherer Mensch.

Unabhängig von Nietzsches radikal kultur- und religionskritischem Ansatz, unabhängig auch von seinem fragwürdigen Menschenbild, beinhaltet die Aussage an sich einen erhellenden Impuls über die eigenartige und verwirrende Verwandtschaftsgeschichte zwischen Tier und Mensch. Bisweilen einander hautnah, dann wieder Lichtjahre voneinander entfernt. Manchmal fast geschwisterlich verwandt, dann wieder wesensmäßig fremd – oder auch undefinierbare hybride Mischlinge irgendwo dazwischen.

Es bedarf einer Revision dieser zugleich zer-rütteten wie alternativlosen Beziehung, um mit der Doppelnatur unseres genetischen Erbes besser zurechtzukommen. Und am besten erst einmal alles vergessen, was wir an geläufigen Formeln parat haben, um die Differenz zu markieren, so

da sind: Der Mensch verfügt über Reflexions- und Abstraktionsfähigkeit, das Tier nicht. Nur der Mensch vermag ein Bewusstsein seiner selbst zu entwickeln. Tiere haben keine Seele. Keine Sprache.

Fangen wir also ganz neu an, denken wir uns in die Zeit zurück, als wir und die Welt der Tiere einander noch näher waren. Wagen wir den Versuch einer biogenetischen Kulturgeschichte. Es wäre eine Kulturgeschichte des Ringens um Macht, um Vormacht. Was die Deutungshoheit anbelangt, waren wir Humanoiden seit jeher im Vorteil – zumindest glaubten wir das. Die realen Kräfteverhältnisse mögen anders gewesen sein – in vorgeschichtlichen und auch in späteren Zeiten waren uns die Tiere überlegen. Früh aber begannen wir damit, uns zu Herren des Verfahrens zu machen – und einen über Jahrtausende reichenden Domestizierungsprozess einzuleiten.

Die Kunst spielte dabei eine entscheidende, wenn nicht die entscheidende Rolle. Es sei die These gewagt, dass unsere Kultur – als eine Art Abwehrzauber – aus dem Geist eines Kampfes gegen das Tier entstand. Nicht Götter, sondern Bison und Löwe, Bären und Nashörner standen am Anfang der Kultur. Ohne diesen potenten und bedrohlichen Gegner wären wir nie in die Notwendigkeit versetzt worden, unser kreatives Potenzial freizusetzen. So aber waren wir ge-

zwungen, uns zur Wehr zu setzen. Unsere wichtigsten Waffen waren dabei Wörter und Bilder. Freilich, auch Faustkeil, Speere und Fallgruben spielten eine wichtige Rolle. Doch erst die Kraft der Fantasie und der Imagination gaben unseren Vorfahren den Mut, in diese Auseinandersetzung zu treten.

Die weltbekannten Höhlenmalereien von Lascaux und Altamira sind letztlich nichts anderes als Dokumente solch virtueller Zähmungs- und Bändigungsversuche. Das Abbild der »Bestie« im eigenen Raum arrangiert. Nicht länger seiner Naturgewalt schutzlos ausgeliefert, nicht mehr Objekt seiner Kraft, sondern, im Gegenteil, Schöpfer und Gestalter eines Abbildes. Unter Kunstlicht im Verborgenen, dort, wo keines dieser Tiere jemals den Fuß setzte. Eine Unter- und Gegenwelt – autonom, ästhetisch überformt, plastisch gestalt- und inszenierbar. Lebensgroß, von ikonischer Präsenz, doch zum Stillstand gebracht. Wir sehen gewaltige Tierleiber und Köpfe ineinander, übereinander gemalt, sehen wenige, ganz wenige menschenartige Wesen spärlich dazwischen gestellt. Tiere dominieren diese Welt. Doch der Schöpfer und Gestalter, der Bezähmer dieser Welt, ihr Bändiger und artistischer Dompteur, ist – der Mensch. Der Mensch mit dem Pinsel, dem Blasrohr für Pigmente in der Hand. Er kreierte eine künstlerische Parallelwelt,

in der nur er gebietet, die er zum Leuchten und Verlöschen bringen kann. Er fertigt ein Kunstgehege, das keine Luft und Wärme braucht, in dem er die »rohen« Kräfte zum Stillstand, allenfalls zu geregelter Bewegung bringt.

Zugegeben, diese opulente Welt der Bilder stand nicht überall zur Verfügung. Doch auch die Fähigkeit, die Tiere beliebig und kunstvoll zu verkleinern oder zu vergrößern, sich mit ihnen zu paaren und sich von ihnen zu trennen, war vielleicht ein erster Schritt auf dem Weg in eine neue Dimension der Autonomie. Dutzende Funde von Kleinplastik, winzige Tierfigürchen von Löwen und Mammuts, kaum einen Zentimeter groß, bestätigen dies. So als wollte man zeigen, dass man fähig ist, Giganten in Miniaturen zu verwandeln. Es kann kein Zufall sein, dass man zwischen 40 und 30 000 vor unserer Zeit kaum menschliche Darstellungen findet – der Hotspot der Kreativität entzündete sich definitiv an der Schnittstelle zwischen Tier und Mensch. Der Begriff der »Schnittstelle« ist hier wörtlich zu nehmen. Denn die Beziehung Tier-Mensch nimmt in dieser Phase an experimenteller Dramatik zu. Glücklicherweise sind wir dabei nicht auf Spekulationen angewiesen, sondern verfügen über ein spektakuläres Dokument, den sogenannten »Löwenmenschen« – eine 35 Zentimeter hohe aus Elfenbein geschnitzte Statue. Ein frappierendes

Mischwesen – auf dem Körper eines Menschen thront der Kopf eines Löwen.

Am 25. August 1939 fanden der Tübinger Anatom und Paläontologe Robert Wetzel und der Archäologe und Geologe Otto Völzing die rätselhafte Figur in einer Höhle der Schwäbischen Alb. Dass sie ihre Bedeutung sofort erkannten, ist anzunehmen, aber nicht nachzuweisen. Jedenfalls verschwand der einzigartige Fund zunächst für Jahre – in einer Pappschachtel – in 200 Bruchstücke zerfallen. Ob sie bei der Bergung zu Bruch ging oder seinerzeit, also vor 38 000 Jahren, bereits schwer beschädigt vergraben wurde, lässt sich auch jetzt, nach einer Vielzahl aufwändiger Untersuchungen, nicht eindeutig feststellen.

Was weiter geschah? Lange Zeit nichts. Bevor ein findiger Kopf, Archäologe, Tüftler und Bastler, Joachim Hahn, in den späten Sechzigerjahren die Bausteine des Puzzlespiels erstmals wieder zusammenfügte und den Löwenmenschen zwar nicht fand, aber doch eigentlich erst erfand. Seither durchlief die Figur mehrere weitere Ver- und Entpuppungsstadien, und der kompakte, relativ eindeutige Eindruck, den er lange Jahre in seiner Vitrine im Ulmer Museum erweckte, war mehr als trügerisch. Was sich zwischen den Glasscheiben als kompaktes figurales Ganzes präsentierte, war in Wirklichkeit ein zusammengestückeltes, höchst fragmentarisches Etwas, ein

je nach Zeitgeist rekonstruiertes Gebilde. Wenn man den Glauben an die vermeintliche Echtheit des besonders Authentischen erschüttern wollte, so wäre der Löwenmensch ein geradezu ideales Objekt.

Abgesehen von Fragen der Echtheit setzt ein Fund dieser Art natürlich viele weiterreichende Fragen in Gang, Fragen, die auch Archäologen sich stellen, die sie aber, um ihre Seriosität zu wahren, nie wirklich beantworten. Beispielsweise die nach der Herkunft des fremdartigen Wesens. Niemand kann sie bisher beantworten. Natürlich kann die Figur an ihrem Fundort auf der Schwäbischen Alb hergestellt worden sein. Mammutelfenbein war damals keine Mangelware – Bäume waren es durchaus. Als karg, baumlos, ohne romantische Schatten muss man sich die kleinen, etwas geschützten Täler jenseits der Alpengletscher vorstellen. Ein paar Dutzend Menschen darin, wenige, diese jedoch relativ nah beieinander. Ab und an mögen auch fremde Menschen in diesen harten, aber dennoch beliebten Lebensraum eingedrungen sein. Woher sie kamen? Keiner weiß es. Ob sie den Löwen mitbrachten – wer möchte es zu beweisen oder zu widerlegen versuchen? Doch man sollte auch diese Möglichkeit nicht ausschließen.

Wenn wir von der Zeit vor zwischen 40 000 und 35 000 Jahren sprechen, stehen wir noch

ganz am Anfang. Und all unsere Gewissheiten sind nur gestundet.

Wir drücken uns die Nasen platt an den Vitrinen, hinter denen die wenigen Artefakte magisch oder nüchtern ausgeleuchtet hausen, und stellen ihnen unsere höchst gegenwärtigen Fragen. Wir sehen Ritzungen an den Armen und Beinen und sagen: Tattoos. Wir sehen ein Männchen mit dünnen Stelzenbeinchen und einem Schnabel anstelle eines Mundes und sagen: »Schamanismus«. Wir sehen einen Vogel und sagen »Seele«, ein kugeliges weibliches Wesen und sagen »Mutter« oder »Muttergöttin«. Wir sehen einen knorrigen Elfenbeinstrunk mit breitem Grinsen im Gesicht und sagen: »Löwe«, »Löwenmensch«, »Löwenmann«, »Löwenfrau«.

Mann, Frau, Löwe, Bär? Animalischer Mensch oder menschliches Tier? Eine eindeutige Bestimmung scheint ausgesprochen schwierig zu sein. Ganz offenbar ein Zwischenwesen, eine undefinierbare Mixtur aus unvereinbaren Elementen.

Wir wissen es nicht. Wir schauen ihn (oder sie) immer wieder an und sehen nur unser Bild von ihm. Und spüren beinahe körperlich, wie wenig wir wirklich über ihn wissen – und seine Leute. Schließlich ist er nicht vom Himmel gefallen, sondern von Menschen für Menschen gemacht. Es kommen Gemeinschaften und Gegenden ins Spiel, an die zunächst niemand denkt.



Abb. 1. Der Löwenmensch aus der Stadel-Höhle im Hohlenstein, Lonetal.

Migrationswege verschiedenster Art sind denkbar: von Frankreich über das Rhône-Tal, aber ebenso kommen Gibraltar und Nordafrika infrage, sogar an das ferne Altai-Gebirge in Südsibirien ist zu denken. Dort wurde vor nicht allzu langer Zeit der sogenannte Denisova-Mensch gefunden. Menschen, mit denen wir nicht gerechnet haben, treten auf den Plan: Schwarze, Berber, Sibirier, Mischlinge. Und Neandertaler sind nach wie vor höchst aktiv, bevor wir uns mit

ihnen beziehungsweise sie sich mit uns gekreuzt haben.

Am Anfang der kulturellen Emergenz stand die Migration und damit fast zwangsläufig die Begegnung mit Neuem, mit unbekanntem Fremden. Vergleiche, Abgrenzungen, das Feststellen von Ähnlichkeiten und Unterschieden unterwerfen unser Gehirn besonderen Herausforderungen, provozieren es, spornen es an. Aus dem Halbschlaf der Gewohnheiten aufgeschreckt, produziert es in ein paar Jahren mehr als in Jahrhunderten zuvor. Gedanken, Gefühle geraten in Aufruhr und Bewegung: Die Menschen um den Löwenmenschen mussten sich neu erfinden. Die kleine Elfenbeinfigur war Zauberstab und Medium, Placebo und Gift in einem. Nur so kann man seine Existenz erklären. Gebändigt, domestiziert, selektiert wurden Tiere zu unverzichtbaren Begleitern auf diesem schwierigen Weg. Der Löwenmensch ist nichts anderes als der Versuch einer Vervollkommnung, einer Stärkung der Überlebenskraft.

Kunst entsteht nie um des bloßen Zeitvertreibs willen. Sie ist immer das Resultat eines Grenzgangs entlang des äußersten Rands der Erfahrungsmöglichkeiten. Wenn damals am Rande der Gletscher, bei Dauerfrost, ständig auf der Suche nach Essbarem und bedroht von gefährlichen Tieren, ein Wesen wie der Löwenmensch

entstand und mühsam geschnitzt wurde, dürfen wir daraus schließen, dass es für seine Hersteller von großer, ja existenzieller Bedeutung jenseits von allem bloß Dekorativen war. Ihre Worte sind für immer verloren, von ihren Gefühlen wissen wir gar nichts und ihre Körper haben sich fast spurlos aufgelöst. Es gibt mehr Artefakte als menschliche Überreste.

Es ist, als ob man in einen leeren Raum schauen würde, als ob ein Leben in der Monade der Geschichtslosigkeit möglich wäre. Es ist ein schmaler Grat zwischen Fremdartigkeit und Ähnlichkeit, auf dem wir uns bewegen. Weder ist es angebracht, die Mechaniken unseres sogenannten »westlichen« Denkens in die Welt von damals zu projizieren, noch aber auch krampfhaft nach den uns bekannten schamanistischen und animistischen Stammesritualen zu suchen.

Genauso problematisch freilich ist der Zugriff auf ihr Verhalten und ihre Gefühle unter der Annahme einer allgemeinmenschlichen, universellen Ähnlichkeit und Verwandtschaft. Zwischen uns liegen Welten. Und auch wenn unsere Emotionen, das Lachen, die Trauer, die Ängste, die Neugier auf ähnlichen limbischen Grundlagen beruhen sollten – der kulturelle Rahmen, das individuelle Selbstverständnis, die Mechanismen und Rituale der Gruppe bestimmen, was hinter unseren Emotionen steckt. Tausende

Jahre kultureller Prägung wirken unabweisbar nach, auch wenn man sich ihrer nicht bewusst ist, auch wenn man sie zu vergessen sucht.

Nach allem, was wir wissen, ist die Phase um 38 000 vor unserer Zeit, also die Phase, in der sich der moderne Mensch durchzusetzen begann, solch eine Schwelle der kulturellen Evolution, in der figurale Darstellungen unterschiedlichster Art, etwa Malerei, aber auch Musikinstrumente in großer Dichte aufgefunden werden, sodass es mehr als legitim ist, von einem regelrechten Evolutionsschub zu sprechen. Für mich steht außer Frage, dass die Begegnungen mit dem Tier und allem Fremden als eine, vielleicht die zentrale Begründung für diese Emergenz zu nennen sind.

Da entstand eine Kreatur, die für mehr stand als das eigene Dasein – ein Kunstwesen, ein Avatar. Ein Mischling aus animalischen und humanoiden Elementen. Es ist eigentümlich, mit welcher Wucht und archaischen Bildersprache die digitalen Produkte unserer Gegenwart nahezu lückenlos an die Imaginationen der Eiszeit anknüpfen. So als würde sich ein Ring schließen und ein Zustand wiederhergestellt, der auf immer verschollen schien. Zeithorizonte schmelzen ab und wir blicken teleskopisch in die Gegenwart. Wir starren auf ein Kunstwesen 40 000 Jahre von uns entfernt und erblicken doch zu-

gleich auch einen Zeitgenossen. Ein aktuelles Abbild unserer Sehnsüchte, Wünsche, Begierden und Ängste. Mit einer kleinen Plastik aus Elfenbein, einem Fantasieprodukt, begann möglicherweise unser Aufstieg in eine neue Sphäre unseres Daseins. Wir schwangen uns zu Schöpfern auf, schufen Bilder von inexistenten Wesenheiten, die plastisch anschaulich machten, was in uns steckte – oder stecken könnte. Nietzsche sprach von »einem noch nicht festgestellten Tier« – er hätte auch mit gleicher Berechtigung von einem über sich hinauswachsenden Menschen sprechen können. Einem Homeriden, der sich eingestand, dass er in vielen Bereichen den Tieren weit unterlegen war. Und zugleich ahnte, dass sehr viel mehr aus uns werden könnte.